Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 42 (1962-1963)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

ÜBER FRITZ ERNST UND SEIN LETZTES BUCH

In Platons *Phaidros* stellt Sokrates Rede und Schrift einander gegenüber, und er findet strenge Worte für alles Geschriebene, dem er Totenstarre vorwirft, weil es auf Fragen nicht zu antworten vermöge und stets nur ein und dasselbe bezeichne. Wird sie angegriffen, «so bedarf die Schrift immer ihres Vaters Hilfe, denn selbst ist sie weder sich zu schützen noch zu helfen imstande». Diesem hilflos schweifenden Wort steht entgegen «die lebendige und beseelte Rede des Wissenden, von der man die geschriebene mit Recht ein Schattenbild nennen darf». Damit ist gemeint, daß hinter jeder Rede ein «Vater», ein sprechender Mensch zu stehen habe, eine Verantwortlichkeit, welche das Spiel von Angriff und Verteidigung garantiert und so das beziehungsvolle Gespräch erst möglich macht. Die Problematik, welche Sokrates hier aufleuchten läßt, führt mitten in die Literatur hinein, und sie kann vielleicht auch einiges zum Verständnis des Werkes von Fritz Ernst beitragen, nicht insofern es von Literatur handelt, sondern insofern es Literatur ist.

*

Alle, die Fritz Ernst kannten, tragen unverlierbar seine Stimme im Ohr; nicht nur ihren leisen, hohen und etwas überdeutlichen Klang, sondern auch den bescheidenen Ton, der darin stets mitschwang, und der wohl zu verstehen gab, daß diese Stimme einem gewaltigen Reichtum diente, aus dem sie bald suchend und tastend hervorwuchs, mit steigender Zuversicht der zufriedenstellenden Formulierung entgegenstrebend, aus dem sie aber zu anderen Malen auch funkenartig aufsprühen und zur plötzlich eingegebenen Formel sich verdeutlichen konnte. Zwischen der vorläufig verhaltenen Andeutung und dem kristallenen Aphorismus lag irgendwo die Spannkraft des Menschen, eines eigenwilligen und in jedem Falle besonderen Menschen, dessen Rede gerade durch ihre Unverwechselbarkeit die Gewißheit bot, daß er jederzeit für alles, was er sagte, gutzustehen bereit war.

*

Wer Fritz Ernst sprechen hörte, kann ihn auch heute nicht lesen, ohne ihn zu hören. Wie steht es aber im übrigen mit dem Geschriebenen? Wie steht es insbesondere mit der *Größe des 19. Jahrhunderts*, seinem letzten Buch, das uns viel Jahre nach seinem Tod vorgelegt wird[1]? Im Augenblick hat es wirklich den Anschein, als seien seine Texte irgendwie verwaist, als fehle ihnen der Rückhalt der Persönlichkeit, deren Haltung sie ihrerseits zu stützen bestimmt waren. Man spricht wenig von Fritz Ernst, und auch die vielen Würdigungen, die nach seinem Tode erschienen, betreffen eher den Menschen als das Werk. Und doch ist dieses Werk da, das ohne ihn weiterspricht. Wie spricht es, und was sagt es?

*

Das Schweigen, das sich über Fritz Ernsts Schriften zu legen scheint, rührt vielleicht daher, daß wir uns ihnen nicht in der richtigen Art zu nähern wissen, daß wir, gerade durch die überstarke Erinnerung an den Menschen, uns gehindert sehen, das Geschriebene in seiner notwendigen Einsamkeit als etwas anzuerkennen, das nicht unbedingt der Ebene verhaftet zu bleiben braucht, auf der es entworfen wurde. Fritz Ernst war sein ganzes Leben lang Lehrer. An der Mittelschule zuerst, und später an beiden Zürcher Hochschulen. Es ist deshalb verständlich, wenn man von seinen Büchern zunächst erwartet, daß sie Ergebnisse sachlicher Forschung mitteilen und Probleme der Wissenschaft stellen und lösen. Von all dem wird

man jedoch wenig finden. Diese Bücher werden nie zum Arbeitsinstrument des Studenten werden, und die Forderung nach nüchterner Auskunft stößt hier ins Leere. Mißverständnissen vorgreifend sei beigefügt, daß es wenig belesenere und mit besserem Wissen ausgestattete Menschen geben kann.

*

Wir müssen anders lesen: so, daß wir nicht über den Text hinaus zu dem kommen, was darin besprochen ist, sondern daß wir in den Text hinein finden. Was er uns sein kann, ist nicht ein Steigbügel zum Verständnis von Texten, sondern ein aus sich selbst lebender Text als literarisches Erlebnis. Man könnte fragen, ob darin nicht eine gewisse ironische Widersprüchlichkeit sich verberge, ob nicht der Komparatist dem Wesen nach ein Vermittelnder zu sein habe, ein Vergleicher von Größen, einer der zwischen uns stehe und dem Fremden, an das heranzuführen sein Beruf sei. Sicher hat sich Fritz Ernst die Aufgabe des Mittlers gestellt. Was uns aber jetzt beschäftigt, ist nicht die Vermittlung von Größe, sondern die Größe der Vermittlung.

*

Aus dieser Einstellung müßte auch die *Größe des 19. Jahrhunderts* gedeutet werden. nicht in erster Linie als ein Beitrag unter anderen zur Kenntnis dieser Zeitspanne, sondern als das, was sie für den Schriftsteller Fritz Ernst bedeutet. Deshalb darf auch auf eine Kritik sachlicher Natur verzichtet werden, der sich manche Einzelheit zu unterziehen hätte. Wir sollen vielmehr fragen, worin die Strahlkraft dieses Textes begründet liegt, wodurch er uns in seinen Bann nimmt, und wie sich uns das Gefühl erklären mag, daß hier nicht einfach geschrieben wurde, sondern geschrieben werden mußte.

*

Außer dem ebenso einfühlenden wie einführenden Vorwort von Daniel Bodmer ist dem Band eine Bibliographie und eine Reihe von Abbildungen beigegeben, was durchaus im Sinne der ursprünglichen Absicht des Verfassers geschah. Aus diesen Beilagen — es handelt sich um Handschriften und Originalausgaben aus den überreichen Beständen der «Bibliotheca Bodmeriana» — wird etwas von dem spürbar, was für Fritz Ernst, übrigens in stetem Zusammenhang mit der von ihm hoch geschätzten Bibliothek der Weltliteratur, das Erlebnis der Literatur war. Vor allem anderen war er ein Staunender und Bewundernder, in der Folge ein Entdecker und erst zuletzt auch ein Kritiker.

*

Vielleicht weist Fritz Ernsts ganzes Werk auf einen Mittelpunkt ursprünglichen Staunens und Bewunderns zurück, auf eine grenzenlose Dankbarkeit für die unerschöpfliche Überlieferung, die den abendländischen Menschen zu tragen vermöchte, wollte er sich ihrer nur erst bewußt werden. Deshalb muß geschrieben werden: «um einen Ausdruck zu ersinnen für diese überwältigende Authentizität. Nur eines wuchs und wuchs in mir: das unwiderstehliche Verlangen nach einer Teilnahme, die so selbstlos wäre, daß sie die seltne Kunde unverfälscht entgegennähme» (Seite 11).

*

Ich glaube, daß eine grundsätzliche Besinnung auf das, was Fritz Ernst zum Sprechen und Schreiben brachte, vorerst nützlicher ist als eine sachliche Beschäftigung mit seinem Werk. Ich liebe aber auch die Vorstellung, daß irgendwann jemand einen Band Fritz Ernst zur Hand nimmt und nach einiger Zeit, im Lesen innehaltend, die Gewißheit sich formen fühlt, eine jener Entdeckungen gemacht zu haben, von denen er selbst uns so viele geschenkt hat. Jedesmal wenn das geschieht, wird Fritz Ernst das geworden sein, was er ist: ein Stück Literatur.

Hans-Jost Frey

[1] Fritz Ernst: Größe des neunzehnten Jahrhunderts. Ein komparatistischer Versuch. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Elli Lehmann und Daniel Bodmer. Mit einer Bibliographie und 40 Illustrationen nach Originalen der Bibliothek Bodmer. Cologny-Genève, Bibliotheca Bodmeriana, 1962.

Größe des 19. Jahrhunderts ist eine der wenigen komparatistischen Publikationen Fritz Ernsts. Obschon unvollendet geblieben, bildet sie einen wesentlichen Bestandteil seines Gesamtwerks. In dreißig kurzen Kapiteln wollte er charakteristische Aspekte des 19. Jahrhunderts in Form von Durchblicken zeigen und durch eine Bibliographie der darin besprochenen und in der Bibliothek Bodmer vorhandenen Werke sowie durch Illustrationen ergänzen. Es liegen dreiundzwanzig Kapitel in abgeschlossener, bereinigter Form vor. (Drei davon sind in der Dezembernummer 1961 der «Schweizer Monatshefte» als Vorabdruck erschienen.) Die übrigen Kapitel sind entweder nicht über einige Anfangssätze hinaus gediehen, oder es gibt von ihnen lediglich eine erste Niederschrift, oder sie bestehen überhaupt nur aus Notizen und Entwürfen. Diese Letztgenannten konnten zum Teil geordnet werden, so daß doch noch zusammenhängende, verständliche Texte entstanden sind.

Die Redaktion

USA — MOTIVE UND STRUKTUREN

Das Buch des seit 1950 in den Vereinigten Staaten weilenden Gelehrten *Helmut Schoeck*, der als Professor der Soziologie an der Emory University in Atlanta wirkt, darf nicht übersehen werden[1]. Man kennt den Spruch: über ein fremdes Land, das man frisch kennenlernt, kann man entweder in einigen Wochen oder Monaten — in spontaner Verarbeitung der sofort gewonnenen Eindrücke — ein Buch schreiben, oder man braucht Jahre und Jahre, um zum Ziele zu kommen, wenn man die kritischen Bedenken gegen zu rasche Schlußfolgerungen überprüfen und zu einem ausgewogenen Urteil gelangen will.

Schoeck erinnert uns daran, daß Alexis de Tocqueville auf Grund einer neunmonatigen Studienreise im Jahre 1831 sein großes Werk über die amerikanische Demokratie geschrieben hat und bemerkt, daß, um «zu zeigen, was sich seit 1831 geändert hat, ...man einen weitaus längeren Zeitraum braucht, um diesen Komplex zu erfassen».

Der Autor umschreibt *sein* Ziel dahin, «über die sozialen Gerüste und menschlichen Triebkräfte in den USA... eine notwendige Ergänzung und Korrektur des Amerikabildes anzubringen», indem er es unternimmt, «ausgewählte Eigenarten und Probleme des amerikanischen Lebens vom Alltag bis zur Außenpolitik darzustellen und zu deuten». Der Arbeit liegt ein weitschichtiges, vielfältiges Schrifttum aus Amerika und Europa zugrunde. Aber es ist offenbar Schoecks besonderes Anliegen, speziell einem deutschen Leserkreis «Lichter aufzusetzen» aus seiner eigenen Erfahrung im amerikanischen Leben.

Heben wir einige wenige der behandelten «Komplexe» hervor: «Ist die amerikanische Gesellschaft ‚unsoldatisch'?» Hier äußert sich der Verfasser zur Frage des Einflusses, den Amerikas Aufstieg zur Militärmacht für die amerikanische Gesellschaft und Staatlichkeit bedeutet — ein zentrales Problem. — «Großwirtschaft und Technik als Umwelt: Fortschritt oder Verfall?» Schoeck zieht bei seinen Überlegungen David Riesman (The Lonely Crowd), Martin Heidegger, Sigmund Freud u. a. heran. Das Problem der amerikanischen Familie wird unter der Überschrift «Die Vatermutter: Amerikas neue Familienform» behandelt. Das Kapitel zur Außenpolitik ist überschrieben: «Männer, Mittel, Motive.» Es gibt weitere Abschnitte: «Die Akademie: Geist, Intellektuelle, Politik», über das Minderheitenproblem usf.

Schoeck hat ein kluges und abgewogenes Buch über einen Gegenstand, die Vereinigten Staaten, geschrieben, über die man leider gewöhnt ist, viel Unbesonnenes zu lesen, weil viele Autoren an der Oberfläche hängen bleiben oder glauben, eine tiefsinnige Analyse und Deutung geben zu müssen, wo Tiefsinn Kenntnisse ersetzt.

Das Buch ist von einem gut beobachtenden Menschen geschrieben, der uns aus einer in relativ wenigen Jahren gewonnenen Vertrautheit mit dem amerikanischen Milieu ein Amerikabild zeigt, das deshalb beachtenswert ist, weil der Autor kein Konformist ist. Schoeck will uns ein Amerika zeigen, nicht so, wie es viele amerikanische Intellektuelle sehen, die Fortschrittsapostel, die Weltverbesserer; aber auch nicht so, wie es viele Europäer aller Schichten gerne wahrhaben möchten — als ein durch Technik und hohen Lebensstandard depraviertes Volk. Das Buch entstammt jener in Amerika fühlbaren Renaissance konservativen Denkens und Sichverhaltens. Es ist aufschlußreich, weil der Autor keineswegs in reaktionäre Floskeln und Schlagworte verfällt, sondern ein Amerika porträtiert, das — obwohl stabil in seiner Grundstruktur: Föderalismus, Familie, Rechtsstaat — durch den Weltkrieg in den Sog eines Mächtekampfes hineingeraten ist, der Anpassungen an die neuen Aufgaben unbarmherzig erzwingt, ohne daß weder die Amerikaner noch wir Europäer genau wissen, wohin das führen wird.

*

Es sei auch auf ein kleines, in der Sammlung *Wissen und Leben* unter dem Titel *Wie Amerika regiert wird* erschienenes Handbuch von *Ernest Griffith* hingewiesen, das einen vorzüglichen Überblick über das Regierungssystem der Vereinigten Staaten bietet[2]. Die Arbeit ist das Ergebnis von Vorträgen, die der Amerikaner Griffith anfangs der fünfziger Jahre in Oxford und anderen englischen Universitäten gehalten hat, wo er sich bemühte, den Briten die Eigenarten des American System zu erläutern.

Die vorliegende deutsche Ausgabe hat, da Griffith die Unterschiede des amerikanischen und britischen Regimes besonders herausarbeitet, ein Nachwort mit der Überschrift «In Deutschland ist fast alles ganz anders» von Prof. H. L. Brill (Frankfurt) beigefügt, so daß uns auf dieser komparatistischen Grundlage ein sehr nützliches, kurzgefaßtes Instrument moderner Staatslehre in die Hand gelegt ist.

Max Silberschmidt

[1]Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1958. [2]Rheinische Verlags-Anstalt, Wiesbaden (o. D.).

JACOB BURCKHARDTS BRIEFE

Vierter Band

Einen großen Teil ihrer Arbeitskraft haben zwei Gelehrte in Basel der Jacob-Burckhardt-Forschung gewidmet. *Werner Kaegi* hat uns bis jetzt drei Bände der Biographie geschenkt; der dritte, im Verlag Benno Schwabe & Co., Basel-Stuttgart 1956, erschienene, führt bis zur Berufung Burckhardts vom Eidgenössischen Polytechnikum an die heimatliche Universität, 1858, und schließt mit dem großen Kapitel über den Geschichtschreiber der Renaissance. *Max Burckhardt* hat die entsagungsvolle Aufgabe der Edition der Briefe übernommen. Nachdem in den Jahren 1949, 1952 und 1955 die drei ersten Bände erschienen waren, liegt nun der IV. Band vor[1].

Es muß als besonders glücklicher Umstand bezeichnet werden, daß sich zwei Herren gefunden haben, die gleichzeitig die Biographie und die Briefe herausgeben und so in engem Zusammenwirken die große Aufgabe — wir wünschen es von Herzen — zum Abschluß bringen mögen. In seinem dritten Bande konnte Werner Kaegi schon vieles aus den Briefen mitteilen, die jetzt veröffentlicht sind. Ein chronologisches Verzeichnis der in diesem Bande gedruckten und der nachweislich geschriebenen, aber verlorenen Briefe erleichtert die Übersicht, ihm voran geht das alphabetische Register der Adressaten, wobei erstmals erscheinende in einem knappen Lebensabriß dem Leser vorgestellt werden. Von

den 167 Briefen — ohne den Nachtrag zum III. Bande von 4 Stücken — sind 23 an Paul Heyse, 12 an Friedrich Salomon Vögelin, je 7 an Charlotte Kestner, an den Neffen Jacob Oeri und an Ernst Stückelberg, je 6 an Otto Ribbeck und Heinrich Schreiber, je 5 an die Schwester, Frau Margaretha Berri-Burckhardt, an Eduard Paulus und an Wilhelm Vischer, Sohn, gerichtet, je 4 an Andreas Heusler-Ryhiner und Eduard His-Heusler, die anderen vereinzelt an andere Adressaten; erst 3 Briefe an Friedrich von Preen, an welchen später die bedeutendsten und bekanntesten Schreiben Burckhardts gerichtet sein werden. Der Kenner der bisher veröffentlichten Briefe Jacob Burckhardts findet viele bekannte Stücke; erstaunlicherweise aber enthält der Band ebenso viele bisher unbekannte oder nur teilweise gedruckte Briefe. Dabei handelt es sich oft um solche, die der Herausgeber in Basel selbst, im Staatsarchiv oder in privaten Nachlässen ausfindig gemacht hat. Im Nachlaß Jacob Burckhardts liegen viele Konzepte, die uns das verlorene Original ersetzen können, aber auch Originale, wie der reizvolle Brief an die Schwester aus London vom 5. Oktober 1860. Andere, aus dem Archiv der Familie Vischer, enthalten die wichtigsten Mitteilungen über Vorlesungen und Bemerkungen zur politischen Lage. Ein anderer an Ratsherrn Andreas Heusler-Ryhiner vom 5. 10. 1861 enthält eine Liste von Vorschlägen für Vorträge, ein fabelhaftes Repertoire. Am persönlichsten sind die neu erschlossenen Briefe an den Neffen Jacob Oeri mit ihren liebevollen, aber sehr entschiedenen Ratschlägen für den Gang des Studiums. In einem feierlichen italienischen Schreiben an den Sindaco von Florenz lehnt Burckhardt die Teilnahme an der Kommission für die Vollendung der Domfassade ab (8. 2. 1867). Der Referent möchte nun aber im folgenden Hinweise auf den ganzen Band geben und nicht etwa nur über die «neuen» Briefe berichten.

Am 7. Februar 1858 hatte Burckhardt den Ruf an die heimatliche Universität angenommen, am 24. März war er in Basel. Zuerst begegnen uns zum Teil gut bekannte Aussprüche Burckhardts über sein Amt, so an Paul Heyse am 3. 4. 1858: «Ich trete nun nächstens hier ein überaus anstrengendes, rein historisches Amt an, wo man *enorm viel* von mir erwartet. Vielleicht muß ich meine eigene Arbeit, für die ich 2 Jahre gesammelt, auf lange Zeit hinausschieben.» Durch den ganzen Band hindurch finden sich immer wieder Klagen über die Belastung des Amtes, die Professur der Geschichte und die Verpflichtung, am Pädagogium zu unterrichten, aber sie klingen im Grunde positiv, besonders, wenn Burckhardt eine auch nur von ferne auftauchende Möglichkeit einer Berufung an eine andere Universität oder 1860 nochmals ans Polytechnikum von sich weist. Für seine Vorlesungen und öffentlichen Vorträge arbeitete Burckhardt mit größter Gewissenhaftigkeit und Umsicht, er hielt den Stoff auf Notizblättern fest, die im Nachlaß erhalten sind, memorierte dann den Vortrag und sprach völlig frei. Sehr bestimmte Dinge erfahren wir aber aus den Briefen nicht über diese Tätigkeit; der Kommentar wird jedem Leser von größtem Wert sein, der nach den Akten und den Blättern im Nachlaß erschließt, worum es sich handelt. Das Lehrgebiet Burckhardts war sehr groß; er las über neuere, mittlere und dann auch über alte Geschichte. So legte er bereits in den ersten Basler Jahren den Grund zur «Griechischen Kulturgeschichte»: «Ich meinestheils lebe hier als arbeitsamer Geschichtsprofessor und bin zufrieden, wenn alles bleibt wie es ist, nicht weil Alles perfect wäre, sondern weil man bei vorrückenden Jahren von den Veränderungen keinen sonderlichen Gewinn mehr erwartet» (3. 4. 1864). Es berührt uns manchmal fast eigentümlich, uns, die wir nicht gerne alt werden wollen, wie früh Burckhardt vom Altwerden und der damit verbundenen Resignation spricht. Er war ja gerade erst 40 Jahre alt, als er in Basel 1858 neu begann. Von sich selbst gibt er am 10. 10. 1863 die bekannte Schilderung: «Ich meinerseits habe seit 8 Jahren stricto sensu keinen Vers gemacht, habe weiße Haare die ich ganz kurz als Bürste trage, und bin ganz verträglichen Gemüthes.» Am reizvollsten sind die knappen Bilder über Spaziergänge in der Umgebung Basels oder im hübschen «badischen Ländle», über die regelmäßigen Abendschoppen der Professoren am Samstag, über

Landschaften, Naturstimmungen, unmittelbare Eindrücke. Die Akten und mancher hier erstmals publizierte kurze Brief der Entschuldigung zeigen, daß sich Burckhart möglichst von administrativen Geschäften der Universität fernhielt, auch führte er merkwürdigerweise keine Seminarien durch. Er begründet das einmal dem Neffen Jacob Oeri gegenüber am 12. 6. 1864: «Einstweilen bleibt Alles beim Alten, und ich meinerseits bestärke mich immer mehr in meiner Thesis: meine Pflicht zu thun für meine Curse, so gut ich es vermag und im Übrigen diejenigen walten zu lassen, welche wohl oder übel regieren. Wenn man ihnen nachrechnet und beständig die allgemeine Lage der Anstalt (er meint die Universität) überdenkt, so wird man nur melancholisch und fördert doch nichts. Sondern lieber so frisch ins Zeug als möglich, so behält man doch Kraft und Freude an der Arbeit.» Er will es eben «mit seinen Cursen immer ernstlicher nehmen» (25. 11. 1864). Die Folge war zunächst die Ablehnung von literarischen Arbeiten, die ihm von außen nahegelegt wurden, vor allem die Neubearbeitung von Franz Kuglers Kunstgeschichte, da dieses Fach das ganze Leben fordere (18. 12. 1864), in Basel nicht genügend Bildmaterial zu finden sei, die kurzen Ferien nicht ausreichten, um die unmittelbare Anschauung des Kunstwerkes lebendig zu erhalten. Dann erklärt Burckhardt immer bestimmter, er werde kein Buch mehr schreiben und mit Verlegern nichts mehr zu tun haben wollen. Immerhin, in den beiden ersten Basler Jahren vollendete er doch sein Hauptwerk, wie Max Burckhardt im Kommentar kurz, aber mit vollem Recht und großem Gewicht sagt, da er sich sonst des Urteilens enthält, nämlich «Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch», Basel 1860. Und 1867 erschien als Teil und Fortsetzung einer allgemeinen «Geschichte der Baukunst» von Franz Kugler Burckhardts Geschichte der Rennaissance-Architektur, jetzt «Die Kunst der Renaissance», hg. von Heinrich Wölfflin im VI. Bande der Gesamtausgabe, Basel 1932. Von diesen beiden Werken spricht er oft in den Briefen, nicht sehr ausführlich, aber mit welcher Bedeutsamkeit! Nach der Klage, er habe «die wahre Signatur des italienischen Geistes» noch nicht kennengelernt, bekennt er doch Paul Heyse am 16. 11. 1860, «Daß dieses Buch aus innerer Nothwendigkeit geschrieben werden *mußte*, auch wenn die Welt keine Notiz davon nimmt»; oder es fällt nur nebenbei die Bemerkung: «. . . Italien, die magna parens . . .» Daraus ist der Eifer und die Wärme zu verstehen, mit der Burckhardt dem jüngeren Vögelin, Friedrich Salomon, sorgfältige Ratschläge für eine geplante Italienreise schenkt (22. 4. und 3. 5. 1862). Was er sich selbst noch von diesen Herrlichkeiten gönnen darf, wird nicht aus den Briefen ersichtlich, sondern aus seinen Zeichnungen aus dem Tessin und aus Oberitalien, von denen sieben als Bildbeilagen, neben Bildern der wichtigsten Briefempfänger, den Band schmücken.

Die Briefe sind ein Ausschnitt aus Burckhardts unerschöpflich reicher Geisteswelt. Mancher Leser wird ja nicht zu rasch die Frage beantworten, ob der große Basler eigentlich Historiker oder viel mehr Ästhet gewesen sei. Am 7. 5. 1864 bezeichnet sich Burckhardt als «einen aus der Kunst heraus in das weite Feld der Geschichte gerathenen Wanderer, der noch überall von ferne die Gipfel seiner früheren Heimath zu erkennen glaubt, und zu sehen und zu errathen meint, was er nicht mehr sieht und erräth. Einstweilen trottet er weiter so gut es geht, weiß aber, daß sein Bestes vorüber ist» . . . und am 23. 4. 1865 meldet er Heinrich Schreiber, er habe «die Künstlergeschichte sehr bei Seite liegen lassen und seine Kraft auf die Kunstgeschichte gewendet . . .» das will doch sagen, die Geschichte der Kunstwerke, der Formen, oder Friedrich Salomon Vögelin teilt er am 15. 1. 1867 mit, er sei «nicht Professor der Kunstgeschichte (wovon unmöglich zu leben wäre) sondern der Geschichte». Aber wie aufschlußreich ist dann die Bemerkung vom 7. 6. 1867, da von der Villa d'Este die Rede ist, die für ihn «schon halb und halb im schönen Fabelreich liege . . . Nun muß ich die herrlichen Blätter aus der Bauzeitung und Ihre Schilderung recht wehmüthig studiren» (an Eduard Paulus). Die erste Liebe bleibt ihm die bildende Kunst, aber mit nicht weniger Hingabe bespricht er jedes Werk von Paul Heyse oder übt verständnisvolle, aber auch sehr be-

stimmte Kritik an Kompositionen Wilhelm Baumgartners, denen er sogar einige Takte in Noten beifügt (29. 12. 1861). So bleiben seine Briefe eine Fundgrube ästhetischer Urteile.

Was bedeutet Jacob Burckhardt die Geschichte? Natürlich können die in persönlichen Briefen hingeworfenen kurzen Bemerkungen keine erschöpfende Antwort auf diese Frage geben, aber doch Hinweise. Vögelin schreibt Burckhardt am 15. 2. 1863: «Ihre theologische Richtung (er meint die kritisch-liberale) beklage ich von ganzem Herzen. Ich sah für mich Ähnliches voraus und bog zu rechter Zeit um die Ecke, indem ich zur Geschichte überging.» Dann folgt eine Charakteristik der protestantischen Kirche, deren drohende Zersetzung in verschiedene Richtungen Burckhardt fürchtet, da er der Auffassung ist, der Fromme suche nicht Freiheit, sondern Geborgenheit in einer ihm gegebenen Gottesvorstellung. Aber, wie es im nächsten, erstmals publizierten Brief an Wilhelm Vischer, Sohn, vom 14. 6. 1863 heißt: «Historia scribitur ad narrandum, non ad probandum, aber wenn sie dann durch ihre bloße Wahrheit der Darstellung dennoch beweist, so hat dieß um so größern Werth.» Dann aber warnt Burckhardt eher davor, von der Geschichte die Lösung der Lebensrätsel zu erwarten; was man früher von der Philosophie erhofft habe, werde man ein andermal wieder mit der Theologie probieren, das gehöre aber nicht zum «ad narrandum». Burckhardt will Forschung, er will die Geschichte anhören und sie dann selber sprechen lassen, so wahrhaftig wie möglich, unbeeinflußt von den politischen Tagesfragen. Dann fällt in diesem Zusammenhang eine jener Bemerkungen Burckhardts zum Tagesgeschehen, die seine überraschende Einsicht in die Gefahren der Zukunft erkennen lassen: «Ich fürchte, es sei in Deutschland noch für 100 Jahre Hader gesorgt.» Was ihn Geschichte lehrt, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, verrät er Emanuel Geibel am 10. 10. 1863: «Was ‚Geschichte und Gegenwart' betrifft, so fürchte ich, daß Du von Dem was die Geschichte gewährt, zu viel Gutes denkest. Ich werde allgemach gar prosaisch bei der Erforschung der vergangenen Zeit und wenn ich mich an Etwas erlabe, so ist es an dem beharrlichen Optimismus, welchen das Menschenkind dem unaufhörlichen Wirrsal entgegenhält». Was erkennbar wird, deutet eine Bemerkung zu Heinrich Schreibers Geschichte des deutschen Bauernkrieges vom 21. 1. 1866 an: «...und *eine* Frage wäre immer die wichtigste: in wie weit eine solche Crisis den Charakter einer Nation verändert? — Für mich sieht Deutschland *bis 1525* ganz wesentlich anders aus als nachher.» Oder am 3. 2. 1867 an Bernhard Kugler: «Wer möchte doch jetzt noch Professor der Theologie sein? Als Historiker hängt man mit den Dingen dieser Welt am reichlichsten und am ergötzlichsten zusammen.»

Äußerungen zum Zeitgeschehen sind relativ selten. 1859 gehören Burckhardts Sympathien Österreich, nicht seinen Gegnern, auf keinen Fall Louis Napoleon, den er nur «einen gewissen Herrn», «Ihn» und ähnlich benennt. Am 22. 2. 1859 rechnet Burckhardt bestimmt mit dem Kriege, der erst im Juni geführt wurde. Burckhardt ist in diesen Jahren schon so pessimistisch, daß er am genannten Tage an Paul Heyse schreibt, man müsse schon froh sein, «wenn die Liebsten die Zeiten die da kommen, nicht mit erleben müssen». In zwei erstmals publizierten Briefen an Wilhelm Vischer, Sohn, vom 20. und 25. Juni 1859, äußert sich Burckhardt über die Ereignisse: «Von der preußischen Mobilisirung halte ich nur so viel, daß sie den Regierungen die Handhabe sichern und den aufgeregten Bevölkerungen die Initiative verwehren soll.» Die Niederlage des Hauses Habsburg läßt die Befürchtung wach werden, Napoleon III. könnte jetzt die Maske fallen lassen und auf den Fußstapfen des ersten Napoleon schreitend die Welt in Unruhe versetzen. Am 16. 9. 1860 gesteht er aber, sein alter Lehrer Picchioni und er hätten sich «inzwischen, wie viele vernünftige Leute, mit dem Hause Sardinien ralliirt und fürchteten nur, ihre guten Gesinnungen möchten par distance nicht viel helfen». In der Folge lehnte es Burckhardt immer wieder ab, für Großdeutsch oder Kleindeutsch entscheiden zu müssen. Deutlich wird Burckhardts Ablehnung der von Bismarck geführten preußischen Politik. Aber zunächst fürch-

tet er die Macht Frankreichs. Von der Schweiz befürchtet er nach dem Kriege von 1866, sie treibe «ganz unbefangen und unwiderstehlich der französischen Allianz zu», und in dem erstmals publizierten Brief an Eduard Kaiser vom 6. 10. 1866 heißt es: «Was die politische Grundanschaung betrifft, so werden wir ohnehin bald offene Feinde sein und ich muß diesen Winter dazu benützen, in Lörrach meine letzten Schoppen im Frieden mit Ihnen zu trinken. Beim nächsten großen Rumpel kommen wir Schweizer, es mag fast gehen wie es will, mit höchster Wahrscheinlichkeit auf die Seite Frankreichs zu stehen. Ich wünsche nichts, aber ich sehe voraus.» Am 17. 2. 1867 bestätigt er: «Mit uns in der Schweiz hat Bismarck das große Meisterstück fertig gebracht, uns in dasjenige Element hinein zu stoßen, welches ich so glimpflich als möglich die französische Allianz nenne.» Dann folgt die oft zitierte Stelle: «Alle Wolken des Himmels über halb Europa hängen dick voll künftiger Gewaltthat. Dem Philister ist überall öd und bang wenn er nicht zu einem enormen Staat gehört, der ihm außer der Sicherheit auch noch durchgehende Nachtzüge u. a. Bequemlichkeiten verspricht. Freilich können ihm die Söhne perfect in Feldlazarethen sterben.» Die Befürchtungen Burckhardts vor einer Allianz der Schweiz mit Frankreich mutet sonderbar an. War er dazu veranlaßt durch die Teilrevision der Bundesverfassung von 1866, durch welche die schweizerischen Israeliten erst dieselbe Niederlassungsfreiheit erhielten, die den französischen bereits im Handelsvertrag vom 30. Juni 1864 eingeräumt waren? Hier werden vielleicht die vom Herausgeber mit Recht beobachteten Grenzen eines Kommentars sichtbar. Das weitere Erhellen dieser Bemerkung auf Grund anderer Quellen wäre vermutlich erfolglos oder eine uferlos mühevolle Arbeit. Der Kommentar von Max Burckhardt leistet enormes und geht mit größter Sorgfalt den unglaublich vielseitigen und nicht immer leicht auffindbaren Zusammenhängen und Beziehungen, die im Texte versteckt sind, nach. Schließlich gesteht Jacob Burckhardt seinem verehrten Heinrich Schreiber am 2. 6. 1867: «Ohnehin lebe ich des Glaubens, daß die viri doctissimi die Politik sollen bei Seite liegen lassen, sie stiften nie was Gescheidtes darin.»

Wir müssen abbrechen und können nur mit großem Dank für diesen Band dem Vorwort entnehmen, daß der V. Band, bis 1875 reichend, in kurzem Abstand folgen werde. Für die Zeit von 1875 bis 1893 werden noch vier Bände nötig sein, und ein letzter, zehnter Band, soll den Jahren des hohen Alters und des Ruhestandes gewidmet sein. Wir wünschen dem Herausgeber und allen seinen Helfern die Arbeitsfreudigkeit, Kraft und Geduld, die dieses Werk erfordert.

Leonhard von Muralt

[1] Jacob Burckhardt, Briefe. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Vierter Band: Erste Jahre des historischen Ordinariates in Basel, Erscheinen der «Cultur der Renaissance in Italien» und der «Kunst der Renaissance in Italien», April 1858 bis Ende 1867. Benno Schwabe & Co. Verlag, Basel 1961, 455 Seiten. Vgl. die Besprechungen der früheren Bände durch Arnold von Salis, in dieser Zeitschrift, 33. Jahr, Heft 5, August 1953, S. 315—317, und 37. Jahr, Heft 1, April 1957, S. 85—88.